Ueber die Leiden des jungen Werthers.

Gespräche.

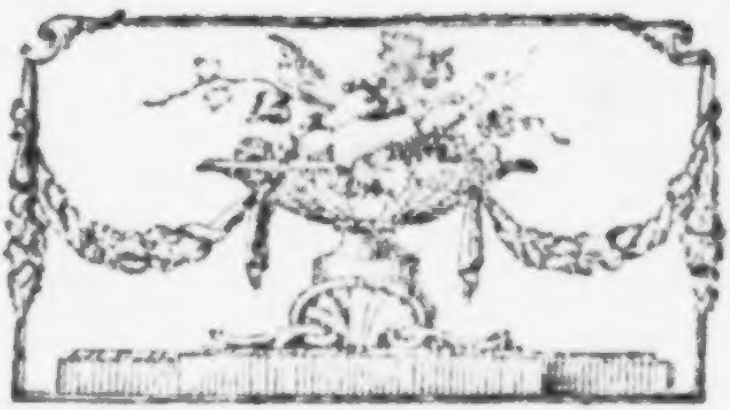
Wo willst du hinfliehen? Das Gespenst ist in deinem Herzen! — —

Rousseau.

Berlin,
bey George Jacob Decker.
1775.

Wir haben mit Werthern geweint, — mit Hanns und Martin gelacht; — nun könnt einer und redet mit dem andern, was sich ernstlich darüber sagen läßt; — — Alles ist gut, Lachen und Weinen, und Ernsthaftthun, wenns nicht immer geschieht. — Werthers Briefe sind nicht blos geschrieben, um zu weinen, Hanns und Martin reden nicht blos, daß ihr lachen sollet, sondern sehen, wie es in der Welt gehet und darnach klug werden, — und wozu diese Gespräche? — je nun — das werdet ihr wohl sehen. Leset sie erst durch! — — — — —

— — — — — — — —



Einleitung.

Eine Thräne auf sein Grab, — wollen wir dem unglücklichen Werther weihen; aber Nachahmung? — Da sey Gott für! hörte ich neulich in einer Gesellschaft einen Freund zu dem andern sagen, dessen Schicksale vielleicht

mit dem Zustande des Werthers Aehnlichkeit haben mogten, und welcher das ganze Verhalten des Märtyrers mit vielem Ernste und Lobeserhebungen vertheidigte. — Ich muß gestehen, mein ganzes Herz empörte sich, bey dem bloßen Gedanken, daß jemand den bedauernswürdigen Jüngling, den aufgetriebene Leidenschaften zum frühen Grabe hinrissen, als ein Muster vorstellen könnte; demohngeachtet hörte ich im Augenblicke, rechts und links, eben diese Lobsprüche aus dem Munde einiger jungen Herren sowohl, als einiger schönen Damen, wiederholen; nur mit dem Unterschiede, daß diese letzteren, anstatt sich, wie die ersteren, zu erschießen,

ßen, — ſich gewiß -- zu Tode grämen wollten. — Warum ſind Sie dann ſo traurig, meine Schöne, ſagte ich; — ſo habe ich Sie ja noch niemals geſehen, und Sie haben ja Ihren Werther. — „Werther? Werther ſagen Sie?„ und die Thränen kamen ihr in die Augen. — Armes Mädchen! — auch Deine Seele irret im Lande der Ideen herum! — Entſcheiden Sie, ſprach ſie weinend, was war Werthern weiter übrig? — ja, können Sie etwas anders entſcheiden? kam mir Werthers Lobredner entgegen. — So viel Empfindung, ſo viel Zärtlichkeit, ſo viel männliche Entſchloſſenheit! — Erlauben Sie

mir, nichts zu entſcheiden, aber was ich denke? — Wir wollen nächſtens darüber ſprechen, Alcimor. Ich beſuchte ihn in einigen Tagen, nun habe ich mir Zeit genommen, ſprach ich, die ganze Geſchichte des Werthers durchzudenken, und will Ihnen mein Urtheil darüber ſagen.

Erſtes Geſpräch.

Aleimor. Sagen Sie, was Sie wollen, — Werther hatte Recht, konnte es nicht anders, mußte es ſo machen, und ſeine That iſt groß; denn die Quelle, woraus ſie kam, war edel, — reine, unſchuldige Liebe. Iſt das nicht offenbar, Philantropus?

Philantropus. Es iſt alſo für Sie entſchieden, wie es ſcheint: aber haben Sie dann auch die Sache recht von allen Seiten betrachtet? — Mich dünkt, in Ihrem Urtheile darüber herrſcht noch Verwirrung. Laſſen Sie uns die Begriffe deutlich machen. — —

Alcim. Antworten Sie mir! Iſt uns nicht die Liebe ſelbſt von der gütigen Hand des Schöpfers in unſer Herz gepflanzt, iſt ſie nicht die ſchöne, herrliche Blüthe, welche über unſer ganzes Leben einen ſüßen Wohlgeruch verbreitet, und unter deren Schatten wir unermüdet, den ſchwülen Sommertag unſers Lebens ſich endigen ſehen? O Philantropus! ſind Sie in dem Gebiete menſchlicher Empfindungen ſo ein Fremdling, daß Sie nicht wiſſen ſollten, wie leicht die mächtigen Reize eines edlen Mädchens unſer Herz einnehmen, wie ſie uns da durch und durch bis in unſer innigſtes Gefühl erwärmen, unſrer Seele Flügel anſetzen, wie da von der alles belebenden Kraft unſere Sinne trunken, von allen Dingen hinweg, nach dem einzigen geliebten Gegenſtande hinſtrömen, wie uns da ſo wohl iſt! — und dann nennen Sie mir den Menſchen, der ſo ſtark ſeyn könnte, ſeine Augen von der entzückenden Geſtalt wegzuwenden, und zu wüten in ſeinem eignen Herzen, da auszugraben, das in allen Nerven gewurzelte ſüßeſte Gefühl, — und wann er es könnte, und thäte, — der nicht ein Thor, — Thor? der nicht

ein

ein Ungeheuer der Schöpfung wäre. — Ach! und wann Ihre Empfindungen nicht ganz unter die Hülsen einer erdichteten Philosophie verschüttet sind; — mein Freund, — so kennen Sie auch den Schmerz, der in alle Adern sich ergießt, da tobt und nagt, und jede muntre Bewegung lähmet, und das Herz wegfrißt, wann die Schickung mit eiserner Hand uns unsern Liebling, — o lassen Sie mich den schrecklichen Gedanken nicht ausdenken! — Gegen ein Leben ohne Freude ist der Tod köstlicher Gewinn.

Phil. Da bin ich völlig Ihrer Meynung. Gegen ein Leben ohne Freude ist der Tod köstlicher Gewinn. — Aber dazu mögte viel gehören, Sie haben ganz Recht, mein theuerer Freund, es ist keine Leidenschaft, die sich so leicht in unsre Seele einschleicht, die da so einen allgemeinen Aufruhr anrichtet, und alle unsre Sinne mit ihrer Süßigkeit berauschet, als die Liebe, das heiße Wohlgefallen an einem edeln Mädchen, an deren Stirne alle Schönheiten der unschuldigen Seele hervorkeimen. Selbst der Vater der Welt hat den Saamen, der so süße Früchte hervor-

dringt, in unser Herz ausgestreuet. — Das leugne ich nicht. Er hat unsre Seele mit den feinen Saiten bespannt, die bey der kleinsten Erschütterung wiederschallen, — hat einen mächtigen Trieb nach Ordnung, Schönheit und Güte in unsern Busen gegeben, der alles, dem Aehnliches aufsucht, und sich freuet, wann er es findet, es zu umfassen, und sich daran zu heften; — aber doch bin ich nicht ganz mit Ihnen einig. — Sagen Sie mir, Aleimer, sind wir blos um zu empfinden, und nach dem, was wir empfinden, zu handeln, — oder haben wir nicht eine Vernunft, vor deren Richterstuhl wir unsre Empfindungen laden können, — die ihnen das Geleise bestimmen muß, in dem sie gehen sollen, das sie nicht überschreiten dürfen?

A. Wie ich merke, sind wir dem Ende unseres Gesprächs schon ziemlich nahe, ob wir gleich erst angefangen haben. Nur das ihnen zugegeben, so sehe ich schon den herrlichen Schluß, den Sie daraus ziehen, und die triumphirende Miene, mit der Sie weggehen werden. — Daß ihr Herren doch immer philosophirt und philosophirt, und

dann,

dann, wann es mit Eurer Philoſophie zur Anwendung kömmt, wie dann? — Nun ja, ich erkenne die Königinn Vernunft, auf ihrem herrlichen Richterſtuhle, wie ſie da zwiſchen ihren vier Pfählen ſich brüſtet, Plane macht, aus allen Gründen der Logik und Metaphyſik beweiſet, dies ſey Recht, jenes Unrecht, mit kaltem Tone ihre Sentenz ſchon vorher verkündigt, und ſich, nach dem ihr angebohrnen Stolze, ihrer Hoheit erfreuet, und dann, wann die reizende Verklagte vor ihr erſcheint, blaß wird, — zu zittern anfängt, — das Geſetzbuch aus den Händen fallen läßt, — halb gezwungen, halb willig vom Throne herabſteigt, und ſich mit der angeſchwärzten, aber doch ſchönen, angenehmen Empfindung brüderlich umarmet, — und mit verſchloſſenen Augen an ihrer Seite fortgehet, wohin ſie nur immer will. — — Aber oft kömmt es gar nicht einmahl ſo weit. Gewöhnlicherweiſe iſt die Vernunft ſo ehrerbietig, daß ſie ſich vor der Empfindung ſo willig zurückzieht, — wie die beſcheidne Aurora vor dem heller leuchtenden Phöbus. — Nun, wie iſts itzt mit der Vernunft?

P. Ih-

P. Ihre ſchöne Deklamation gegen die Vernunft, die mich in der That unaemein ergötzt hat, ſagt, wenn ich mich nicht ſehr irre, in einer unbildlichen Sprache zweyerley. Einmahl: Die reiſonnirende, unterſuchende Vernunft erliegt unter der Empfindung, und dann: es kömmt gewöhnlicherweiſe gar nicht zur Unterſuchung. Nicht wahr?

A. Ganz recht.

P. Ich muß es Ihnen zugeben, die Vernunft erliegt zuweilen unter der Empfindung; zuweilen, merken Sie das wohl, nicht immer, ſonſt hätten wir keine einzige That aufzuweiſen, die mehr ein Kind der Vernunft, als der Empfindung, oder welches einerley iſt, die ein Kind der geordneten Empfindung wäre. Denn Thaten aus blos kalter Vernunft mögte es wohl ſchwerlich geben. Alſo bisweilen erliegt die Vernunft unter der Empfindung, — das gebe ich zu. — Nun laſſen Sie uns das deutlich machen, ſo heißt es, — weil wir doch einmahl der Schulwörter nöthig haben, um kurz und genau zu reden, — der dunkeln Vorſtellungen ſind mehrere, als der deut-

deutlichen, — die ſchwerſte Schale ſinkt, — und die Sache iſt entſchieden. Folgt nun aber daraus, daß dies je zuweilen geſchieht, es müſſe immer geſchehen? Ich ſehe es nicht. Mache die dunkeln Vorſtellungen hell, ſo wird die Empfindung ſchwächer, und die Vernunft ſiegt.

A. Gut, nun habe ich Sie, wo ich es lange gewollt habe. Mit Fleiß habe ich Sie alles zur Vertheidigung Ihrer Meynung ſagen laſſen, weil ich wohl ſahe, Sie würden ſich ſelbſt in eine Falle führen, aus der Sie ſchwerlich herauskommen mögten.

P. Nun das bin ich begierig zu hören!

A. Ueber Euch Herren Philoſophen! ſo gehts Euch immer, ſo lange ſchließt und beweiſet Ihr, und treibt Euch aus einem Winkel in den andern herum, bis Ihr zuletzt mit Eurem Schifflein, Metaphyſik genannt, ſo veſt auf einer Sandbanke ſitzt, daß Ihr ohne alle Rettung ſcheitern müßt.

P. Nicht vor der Zeit triumphirt! nur zur Sache.

A. Nun, geben Sie wohl Achtung! — Die Vernunft, geben Sie zu, erliegt unter der Empfin-

pfindung, deutliche Vorſtellungen unter mehreren dunkeln; mit Einem Worte heißt das: es ſind noch nicht deutliche Vorſtellungen da, oder doch ſo wenige, ſo ſchwache, daß ſie nicht wirkſam ſind; ſie ſollen erſt aus den dunkeln werden. Nun ſehen Sie einmal, was Sie ſagen: die Vernunft, die noch nicht da iſt, die erſt werden ſoll, ſoll doch über die Empfindungen herrſchen, die dunkeln Vorſtellungen deutlich machen; — iſt das nicht der handgreiflichſte Widerſpruch?

P. Dacht' ich doch, was es wäre! Alcimor, ſehen Sie dann nicht, daß Sie einen gewaltigen Trugſchluß gemacht haben? Dafür müſſen wir uns hüten, wann wir in unſrer Unterſuchung weiter kommen wollen. Sie haben mich nicht verſtanden. Die Vernunft nenne ich hier das Vermögen, ſich Dinge deutlich vorzuſtellen, das iſt da und bleibt, trotz aller Dunkelheiten, die es verhüllen, Sie verſtehen die deutlichen Vorſtellungen ſelbſt darunter; und daraus entſteht der ſcheinbare Widerſpruch. Es iſt ja ganz etwas anders: meine Vorſtellungen ſind deutlich, und: ich kann ſie deutlich machen.

A. Den-

A. Denken Sie nicht, daß Sie mir durch dieſe Diſtinktion entrinnen werden. Es läuft doch wieder aufs Vorige hinaus, nemlich: Dieſes Vermögen, dunkle Vorſtellungen zu erhellen, ſetzt ſelbſt, wenigſtens einen deutlichen Gedanken voraus, dieſen: Empfindungen führen nicht immer richtig, du mußt deinen Gefühlen nicht trauen; wo der Gedanke nun aber nicht iſt, wo nur blos die Empfindung herrſcht, wie da? —

P. Sie führen mich auf die zwote Frage: Woher kömmt es, daß die Vernunft zuweilen gar nicht in Unterhandlung kömmt, ohne die erſte beantwortet zu haben. Wir wollen von der erſtern reden: Wann der Gedanke da iſt: ich muß meine Vorſtellungen aus einander ſetzen, aufklären, und es dann nicht geſchieht, woher kömmt das? — Bey aller Verſchiedenheit der davon möglichen Urſachen kommen ſie doch alle in der einen zuſammen: Die deutliche Vorſtellung iſt nicht ſo angenehm, als die dunkele, und warum nicht? Es wird uns ſchwer, uns aus der alten uns ſchon bekannten Sphäre der Ideen, in der wir ſo lange herumgeſchwärmt

ha-

haben, heraus zu ſetzen, und unſer geliebtes Steckenpferd zu zerbrechen. — Meine Lotte! meine Lotte! würde Werther geſagt haben, das ſüße, unſchuldige, engliſche Weſen, rein und unbefleckt wie der Aether, erquickend wie der Frühlingsthau am Morgen, ſoll ich aus meiner Phantaſie verbannen, und dann auf meine Seele, wüſt' und öde, wie auf das Chaos der noch unausgebildeten Erde hinſehen, — alle die bezaubernde, entzückende Gefühle aus meiner Bruſt ausreißen, und nichts, als den kalten unbedeutenden Gedanken: ich habe vernünftig gehandelt, mir dabey einbilden! Daran liegts, mein Lieber, wir wiſſen nicht ſogleich etwas ſo Kräftiges, Angenehmes an die Stelle der Ideen zu ſetzen, die wir aufopfern ſollen, und dann iſt uns alles ſo ſchaal, ſo wüſte und leer in unſerm Herzen. Sie ſehen alſo, Kampf, bitterer Kampf gehört dazu! und dazu will man ſich gewöhnlicherweiſe nicht verſtehen.

A. Nun wohl! ſollte alſo unſre Vernunft ſiegen, ſo müſte ſie zur lebhaften Ueberzeugung kommen; die Empfindungen, Neigungen in der

Stär-

Stärke ſind ſchädlich, ſo muß es ihr gewiß werden, daß es noch andre, eben ſo angenehme, unſchädliche Empfindungen giebt, und was die Hauptſache iſt: daß ihr dieſelbe gewährt werden, ſonſt, — ehe der ermüdete Kriegsmann, der kein reines Waſſer zu bekommen weiß, — augenblicklich vor Durſt ſtirbt, trinkt er lieber aus der erſten, beſten Pfütze, — ſollte ihm auch der Trunk ſchädlich ſeyn, und nach und nach ſeinen Tod herbeyführen. — Was ſoll dann nun aber der alten geliebten Idee das Angenehme rauben, und der neuen Reize geben?

P. Ihre Anmerkung iſt richtig. — Die Seele kann nie leer ſeyn, ſie muß angenehme Empfindungen haben, — ſie kann ſie haben, ſie wird ſie gewiß haben; — aber Zeit, Mühe, Uebung gehört dazu, — bis die neuen Empfindungen, die allmählig in der Seele erwachen, ſich veſtſetzen, und uns ſo angenehm werden, daß wir die alten darüber vergeſſen. Das geſchieht nicht plötzlich. — Die neuen fließen gemach in unſre Nerven, und machen eine ſanfte Bewegung, die alten toben ſchon mit Ungeſtüm darinnen und rei-

ſten uns hin und her. Wer beſtändig eines rauſchenden Getöſes gewohnt geweſen, wird anfänglich bey einer ſtillen Harmonie der Saiten wenig empfinden, bis er ſich von dem tobenden Lärme entwöhnt hat. — Doch kann es geſchehen; — ſo wie die Heftigkeit natürlicherweiſe uns eine Empfindung unangenehm macht, ſo iſt auch etwas, welches uns eine Empfindung, deren wir nicht gewohnt ſind, die vielleicht gar der ehemahligen entgegen ſtehet, angenehm machet; Das Neue nemlich. Dieſes ziehet unſre Aufmerkſamkeit auf ſich, — füllt die leeren Stellen in unſrer Seele aus, und giebt uns ſchon einen Vorſchmack, von dem Vergnügen, das wir genießen werden, wann wir mit der neuen Empfindung bekannter und vertraulicher geworden ſind. Sind wir gleich noch nicht ganz auf den Ton geſtimmt, den die Empfindung angiebt, können ihn noch nicht wiedertönen, ſo iſt er uns doch ſchon angenehm. Wann gleich der Kriegsheld einmahl aus dem Felde geſchlagen, und des großen Gedankens, Sieger zu ſeyn, beraubt iſt, — ſo iſt er doch nicht ganz unglücklich; er ſitzt in ſeinem Gezelte,

macht

macht Plane zu einer neuen Unternehmung, und wandelt, wann er die Weisheit dieses Entwurfs erkennet, und den Muth, ihn auszuführen, fühlet, schon in Gedanken unter Trophäen.

A. Kömmt wieder ins Feld, und wird bey aller Klugheit seines Plans und allem Muthe, ihn auszuführen, — doch wieder geschlagen. Merken Sie wohl, wo ich hin will? Wissen Sie nicht, daß wir nicht blos von unserm Willen und Entschlüssen, sondern von Umständen abhängen? — Darüber erklären Sie sich! Unser Cörper, und äußere Verhältnisse!

P. Ich will Ihnen meine Gedanken darüber sagen. Allerdings hat unser Cörper Einfluß in unsre Art zu denken und zu handeln. Sowohl bey Entstehung der Ideen, als auch bey Unterhaltung derselben. Ich gestehe es Ihnen zum voraus, daß über diese Gegend in der menschlichen Erkenntniß noch eine tiefe Nacht hängt, und daß ich also mir und Ihnen nicht alle Fragen zu beantworten weiß. Indessen wir haben doch Kraft, dem Einfluß unsers Cörpers sowohl, als den Umständen entgegen zu arbeiten, und können

doch nach und nach so sehr Herren über unsre Empfindungen und Gedanken werden, daß es eben so gut ist, als wirkten äußerliche Umstände gar nicht auf uns. —

A. Nicht also, mein Freund. — Erklären und beweisen Sie deutlicher! Sie sagen, wir haben Kraft, den Umständen entgegen zu arbeiten. Wenn das nicht blos ein leeres Wort seyn soll, so muß sich doch diese Kraft thätig erzeigen.

P. Allerdings, und davon fehlt es auch gar nicht an Beyspielen. Sehen Sie den Verwundeten, der sich den Fuß ablösen läßt. Gewiß, werde ichs Ihnen nicht beweisen dürfen, daß die Empfindung davon schmerzlich ist; aber er zieht nicht zaghaft vor dem Wundarzte zurück, — fordert keinen Schlaftrunk, um sich das Bewußtseyn zu entziehen, — winselt nicht, — geräth nicht außer sich. — Den Schmerz fühlt er, das ist offenbar; aber daß er sich demselben nicht überläßt, daß er dem Zuge seiner Nerven nicht nachgiebt, und dem Unmuthe völlige Gewalt über sich verstattet, das hat er ohne Zweifel seiner Entschließung und Ueberlegung zu danken, die ihm

ein

ein Vergnügen gewähren, welches dem Mißvergnügen, so aus dem cörperlichen Schmerze entstehet, das Gleichgewicht hält.

A. Bringen Sie mir das nicht zum Beyspiel; — dem Schmerz entgegen zu streben ist uns natürlich; aber dem Vergnügen! dem Vergnügen! Ferner: der Muth bey cörperlichen Schmerzen kann oft durch ganz etwas anders als durch Vernunft gewirkt werden. Oft ist es Stolz, Gefühl der Nothwendigkeit, Liebe zum Leben, was wir Vernunft nennen.

P. Wie Sie es auch nur immer nennen mögen, so ist es doch immer Vernunft. Der Stolz ist in dem Falle edel, er entsteht aus dem Gedanken, es ist unanständig, eine kleine, unmännliche furchtsame Seele zu haben, und auch das Gefühl der Nothwendigkeit setzet doch immer eine gewisse Stärke in dem Gemüthe voraus, durch die man geschickt wird, sich in die Nothwendigkeit zu finden. Wann Sie die Liebe zum Leben als den Grund dieses Muthes angeben, so heißt das doch nichts weiter, als daß man ein kleineres Uebel um eines größern, zukünftigen

Gutes willen erträget, — und iſt das nicht aller Klugheit gemäß? — Was aber den Einwurf betrift, daß man wohl dem Schmerz, aber nicht dem Vergnügen natürlicherweiſe entgegenſtrebe, ſo wiſſen Sie ja, mein Freund, jedes zu weit getriebene Vergnügen wird Schmerz; — wann alle unſre Gedanken, Wünſche und Neigungen nur auf einen Gegenſtand gehen, wäre er auch an ſich überaus angenehm, ſo verurſacht uns das Ueberdruß, Mißvergnügen, weil es widernatürlich iſt, daß der Beſitz und Genuß irgend eines einzigen einzelnen Gegenſtandes die ganze Glückſeligkeit eines Menſchen vollenden könne. —

A. Das alles erſchöpft die Sache noch nicht. Bey dem cörperlichen Schmerz können juſt die Gehirnnerven, oder überhaupt diejenigen frey gelaſſen ſeyn, welche das Herz in eine angenehme Bewegung ſetzen?

P. Das kann ich Ihnen ſo geradehin nicht zugeben. Alle Nerven ſind in Verbindung; wann alſo in dem einen eine unangenehme Empfindung entſtehet, ſo erſtreckt ſie ſich über alle, obſchon nicht in gleicher Stärke. Alſo würde folgen: bey

bey dem cörperlichen Schmerze kann gar kein angenehmes Gefühl zugleich da seyn; — aber ich weiß sehr wohl, was man dagegen sagen kann, nemlich: der Schmerz müsse sich immer mehr und mehr vermindern, je schwächer die Erschütterung in den Nerven wird, und so müste die heftige Bewegung, die hier Schmerz ist, dort, wo sie schwächer ist, erträglicher, und noch weiter hin, endlich gar behaglich werden. — Nur eine Anmerkung, die ich daraus ziehe, und wie ich hoffe, mit Ihrer Zustimmung! Kann bey dem cörperlichen Schmerz gar kein Entgegenstreben durch den Cörper statt finden, so ist der Entschluß, dem Schmerz nicht unterzuliegen, vom Cörper unabhängig; sind aber nie lauter unangenehme Empfindungen da, so ist man nie ganz dem Cörper unterworfen; also nie maschinenmäßig gezwungen, sich einer Empfindung zu überlassen.

A. Der Schluß ist so übel nicht, Philantropus; aber sind wir damit einen Schritt weiter? Was beweiset das alles? Ich gebe Ihnen zu, daß nie ganz eine Empfindung in der Seele ist und seyn muß, daß noch andre sind, und seyn

müſſen, die dagegen ſtreben; aber wozu hilft das alles? Sie müſſen zeigen, wie man die entgegenſtrebenden Empfindungen ſo ſtark machen könne, daß ſie die eine herrſchende überwältigen, müſſen zeigen, daß man ſich von den Umſtänden unabhängig machen könne. —

P. Das will ich, in ſo weit es ſich thun läßt. Erwarten Sie aber nicht von mir eine weitläuftige Abhandlung über eine Materie, die Sie bey unſern beſten Weltweiſen viel ausführlicher und gründlicher abgehandelt finden, als es nur irgend von mir geſchehen könnte; ich nenne Ihnen nur das, was ſich aus den Unterſuchungen dieſer Männer meinem Gedächtniſſe darſtellt, was die Erfahrung beſtätiget, und worüber Sie ſelbſt leicht nachdenken werden. Wir können Empfindungen bey uns ſchwächen, erſtlich dadurch, daß wir die Objekte, durch welche ſolche bey uns erneuert, verſtärkt werden, meiden, unſere Sinnen auf andere richten, und dann, daß wir unſerm Cörper eine ſolche Wendung zu geben ſuchen, daß weder die ſchon empfangenen Eindrücke un-

auslöſchlich bleiben, noch neue gleichartige ſich wieder bey uns einſchmeicheln. Damit die Eindrücke nicht, unauslöſchlich bleiben, müſſen die Bilder davon aus der Einbildungskraft hinweggeſchaft und ihr neue gegeben werden. Sie werden ſagen: eben das hänge nicht blos vom Willen ab, ſondern erfolge nach mechaniſchen Regeln. Ich gebe das zu, aber die Bilder der Einbildungskraft werden nach eben dieſen mechaniſchen Regeln verſchwinden, wann die Nerven, welche dieſelben durch eine gewiſſe Bewegung hervorbringen, eine andre bekommen. — Damit nicht durch unvermeidliches Vorkommen der ehemaligen Objekte wiederholte Eindrücke in uns veranlaßt werden, müſſen wir die gar zu große Lebhaftigkeit unſers Blutes, und die zu ſchnelle Reizbarkeit unſrer Nerven in Abſicht auf den alten Gegenſtand mindern.

A. Wird aber nicht dadurch der Eindruck aller, auch der uns nützlichen Objekte gehindert werden, wenn wir die Empfindlichkeit vermindern?

P. Ich habe gesagt: in Absicht auf den alten Gegenstand. In der That aber, um recht genau zu reden, legen wir die Empfindlichkeit an sich nicht ab, mindern sie nicht einmahl, sondern dehnen sie nur auf mehrere Gegenstände aus, anstatt sie vorher blos oder doch hauptsächlich auf einen gerichtet zu haben. Es ist gar nicht meine Meynung, blos eine kalte Vernunft an die Stelle der Empfindung zu setzen. Denn die Vernunft allein wird gewiß niemanden wieder zur Vernunft bringen. Nur neue Empfindungen können die alten verdrängen. Also nun noch andre Mittel: Zerstreuungen, Gesellschaften, Reisen, Lektüre, nur immer von der Art, daß weder die alten Empfindungen rege werden, welches geschehen kann, theils wann Gegenstände vorkommen, die den ehemaligen ähnlich sind, oder die gerade entgegenstehen, wodurch man dann zu stark gerührt wird, als daß man nicht zugleich an das Gegentheil denken sollte.

A. Das alles läßt sich recht gut anhören, mein Lieber, und würde sich nicht übel zu Dik-

taten

ten in einer Vorlesung über die Seelenlehre schicken. Es ist alles so fein aus den ersten Gründen der menschlichen Erkenntniß herausgeholt! Aber unser Diskurs und Werthers Briefe? Wasser und Wein! Wer uns hörte, säße da in kalten Abstraktionen versenkt, wie Duns, wann er die Schönheiten seiner Geliebte analysirt, — und wer Werthern liest, fühlt, daß er ein Mensch ist, weinet mit ihm, wie Menschen, die da wissen, sie haben Seele, ohne sichs vorher demonstrirt zu haben. Alles, was Sie da Schönes herphilosophirt haben, mein Bester, was machen wir damit, wanns zur Anwendung kömmt?

P. Das wollen wir dann schon sehen. Sagen Sie mir nur jetzo, — geben Sie zu, daß man seine Empfindungen ordnen, mäßigen, herabstimmen könne, wann man einsieht, daß sie schädlich sind?

A. Ueberhaupt gebe ich die Möglichkeit ganz gerne zu, aber in Werthers Falle?

P. Sie sollens jetzt auch nur überhaupt zugeben; auf Werthers Umstände wollen wir das hernach schon anwenden.

A. Nun

A. Nun so seys dann! Aber meine zwote Einwendung, daß sich die Vernunft bisweilen gar nicht in Untersuchung einläßt?

P. Denke ich geschwinder zu beantworten. Soll diese nicht mit der vorigen einerley seyn, und sagen: Woher kömmts, daß die Vernunft sieget, sondern soll sie heißen, warum steigt nicht einmal der Gedanke auf: diese Empfindung ist schädlich, so leugne ich gerade zu, daß dieser Fall jemahls statt findet.

A. Kurz und bündig! — und nun ist der Streit zu Ende, und Sie sind Sieger! nicht Philantropus?

P. Nicht eher, als bis Sie meiner Meynung werden. Hören Sie mich!

A. Nun?

P. Sie lieben die Musik?

A. Es ist eine meiner angenehmsten Beschäftigungen.

P. Wollten Sie sich wohl entschließen, alle Tage Ihres Lebens vom Morgen bis in die Nacht unter dem süßen Klange der Saiten zuzubringen, — auf alle übrige Geschäfte des Lebens Verzicht zu thun?

A. Ich

A. Ich bedaure diejenigen, welche mit dieſer edeln Kunſt ein Gewerbe treiben, und ſich durch die ununterbrochene Beſchäftigung damit das Vergnügen ſchmälern, welches ihnen eine ſeltenere gewähren würde. Aber wo wollen Sie damit hinaus?

P. Sie geben alſo zu, daß ein Vergnügen es zu ſeyn aufhöre, wann es zu weit getrieben wird, daß Ihre Gehörnerven ſowohl, als der innere Sinn, womit ſie Töne empfinden, einen gewiſſen Grad haben, über den ſie nicht müſſen hinausgeſtimmt werden, wann das Vergnügen nicht verſchwinden ſoll.

A. Wer hat das jemals geläugnet? — Ich liebe die Dichtkunſt außerordentlich; aber ich würde es dem ſchlechten Dank wiſſen, der mir vom Morgen bis zum Abend, — Horaz, Klopſtock oder Ramler vorleſen wollte.

P. Recht, wiſſen Sie dann aber wohl, daß es mit allen Arten von Empfindungen eben die Bewandtniß hat?

A. Nun?

P. Und

P. Und daß jede Empfindung, wann sie anhaltend ist, widrig wird.

A. Das habe ich alles schon im Vorhergehenden zugegeben. —

P. Also geben Sie auch die Folge zu, wann ich bitten darf!

A. Nehmlich?

P. Nemlich, daß, wann bey jedem zu weit getriebenen Vergnügen die Seele etwas Unbehagliches fühlet, — sie zugleich den Trieb hat, sich davon zu befreyen, und leicht die Ursache desselben entdecket. —

A. Ich sehe es Ihnen an Ihrer Miene an, Philantropus, daß es Ihnen sauer wurde, das heraus zu sagen, weil Sie das Gezwungene selbst fühlen. Empfindung von Unbehaglichkeit mag immer in der Seele seyn; aber woher der Unmuth eigentlich kömmt? das ist wohl das wenigste mahl deutlich. —

P. Wir wollen uns hier nicht darüber in allgemeine Untersuchungen einlassen, weil es unser Zweck nicht erfordert. — Fühlte Werther

ther nicht, — sahe er es nicht ein, daß Lotte die Ursache seines Schmerzes sey?

A. Daß er sie nicht besitzen konnte, war ihm schmerzlich, — nicht, daß er sie liebte.

P. Immer dasselbe! Sie werden doch Werthern nicht absprechen, daß er nicht gemerkt hätte, sein Schmerz werde schwinden, wann seine Liebe gegen sie, oder besser: sein heftiges Gefühl für sie, abnähme? Lesen Sie die ganze Geschichte des Werthers! — er wuste recht wohl, daß seine tobende aufgebrachte Leidenschaft für Lotten ihn zu Grunde richten würde. Es kam also nur darauf an, daß er Mittel gebrauchte, sich davon zu befreyen.

A. Klingt alles nicht übel, — und doch bey der Anwendung! —

P. Diese wollen wir, wann es gefällt, bis morgen Nachmittag ersparen, da es jetzt beynahe Mitternacht ist. — — — — — —

*** *** ***

Alcimor war damit zufrieden, er schien nachdenkend; — doch hielt er seine Sache noch für keinesweges verloren. Unter dem Versprechen,

mor-

morgen den Faden unſerer Unterredung da anzuknüpfen, wo wir ihn heute getrennt hatten, ſchieden wir von einander. — Guter Gott, dachte ich, wie wenige Nachfolger würde Werther haben, wann ſie ſich alle, wie Alcimor, Zeit nähmen, Ueberlegungen anzuſtellen. — Mögten ſie es doch! — — — — — —

Zweytes Geſpräch.

Alcimor. Alſo meynen Sie wirklich, Philantropus, Werther hätte bey allem ſeinem heißen halb genährten halb unterdrückten Gefühl gegen Lotten, bey aller ſeiner zarten gekränkten Empfindung vor Ehre, bey allen Ungewittern, die über ihn her ſtürmten, und jede liebliche Frucht, die aus ſeiner edeln Seele hervorkeimte, zerſtörten, — ſich dennoch mit glücklichem Erfolg den Umſtänden entgegenſetzen können? Was müſſen Sie doch für eine ſeltſame Theorie von der Liebe haben? — als wann die ſo ein Ding wäre, das ſich durch kaltblütige Sentenzen aus dem Herzen heraustreiben ließe, — oder das doch ſo matt, ſo langſam in demſelben herumſchleichen könne, wie die ſpäte Vernunft in dem Kopfe einer alten Matrone? — Werther kannte die Liebe beſſer. — Und da käme einer und ſagte zu ihm, ſeiner junger Herr, lieben iſt menſchlich, nur

müßt ihr menschlich lieben, theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen, berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr ich euch nicht, ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft zu machen. Etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage. Folgt der Mensch, so giebts einen brauchbaren jungen Menschen, — nur mit seiner Liebe ists am Ende. Oder was müssen Sie für eine ungeheure Einbildung von den Kräften des Menschen haben, der — ohngeachtet es sich wie ein Vorhang vor ihm gezogen hat, ohngeachtet er sich selbst ermangelt und da steht, wie ein verlechzter Eymer, wie ein versiegter Brunn, — dennoch aus sich selbst Muth und Standhaftigkeit hernehmen könne, eine so große, so schwere Unternehmung zu Stande zu bringen. Werther wußte es auch besser: manchmal habe ich wohl so einen Augenblick aufspringenden abschüttelnden Muths, und da, wenn ich nur wüßte wohin, ich ginge wohl.

P. Wenn

P. Wann Sie die ganze Geſchichte Werthers durchleſen, ſo finden Sie, daß es ihm ganz ſo ergangen iſt, wie es einem jeden ergeht, deſſen Herzen ſich heftige, anhaltende Leidenſchaften bemeiſtern. Anfänglich iſt es nur eine ſchwache, ſüße, angenehme Empfindung, die ſich in das Herz einſchleicht. — Die Einbildungskraft leihet ihre Farben, um die Empfindung noch ſchöner auszumahlen, giebt dem geliebten Gegenſtande alle Vollkommenheiten, müſte ſie auch dieſelben aus allen Gegenden der Schöpfung zuſammen hohlen. — Da iſt keine Roſe ſo blühend, kein Purpur ſo glänzend, als die Wange und das Antlitz der Geliebten, keine Sonne ſo leuchtend, als die Augen, kein Gefilde am Frühlingsmorgen ſo lächelnd, als ihre Blicke, kein Nachtigallengeſang ſo bezaubernd, als ihre Stimme — ſie füllt alle Sinnen aus, alle Begierden, man hat keinen Wunſch als für Sie, kein Gebet, als an Sie, ſie erſcheint auf einſamen Spaziergängen, — ſie tanzet in Haynen, ſie ſchwebet in allen Geſchäften, in den Schatten des Traumes, in ihrer lieblichſten Geſtalt um die Scheitel und —

A. Halten Sie ein, Philantropus! ich verſtehe, was Sie ſagen wollen. — Werther hätte im Anfange, als ſich die Empfindung für Lotten bey ihm einſchmeichelte, behutſam und vorſichtig ſeyn und ſich losreißen ſollen. Aber was verband ihn dazu? Sie müſſen, wie ſchon geſagt, beſondere Begriffe von der Liebe haben?

P. Was ihn dazu verband? Hörte er nicht, als er das erſtemal mit ihr zum Balle fuhr, daß ſie ſchon verſprochen ſey? Hätte ihm das nicht genung ſeyn ſollen, alle Wünſche nach ihr zu unterdrücken? — Wie würde es ihm denn wohl gefallen haben, wann er Albert geweſen wäre, und Albert ſeine Rolle geſpielt hätte?

A. Das ſagte ſich Werther anfänglich alles ſelbſt. Aber die Leidenſchaft überraſchte ihn.

P. Daraus ſehen Sie, daß es mit dem: Sagen nicht genung war. — Werther hätte ſie meiden, — fliehen müſſen, und das unverzüglich.

A. Mit der Sentenz aus der Studierſtube! Ja, da fliehe, wer da kann! Ueberdem hatte ja Werther keine böſe Abſicht auf Lotten. Sie iſt

mir

mir heilig, ſchreibt er, alle Begier ſchweigt vor ihr. —

P. Aber, er ſchreibt auch: ſchwach, ſchwach bin ich, und ſetzt ſehr gut hinzu, iſt Schwachheit nicht auch Sünde? —

A. Er ſpricht aber auch mit Wilhelm, der ihm zu fliehen rieth, von Schattirungen der Liebe. — Oder glauben Sie nicht, Philantropus, daß man ſich eine Liebe denken könne, die bey aller ihrer Wärme, Stärke und Aufrichtigkeit doch die geheiligten Bande der Ehe nicht zerreißen darf?

P. Das wäre ein Unglück, wenn man ſich eine ſolche Liebe nicht nur nicht denken könnte, ſondern wenn ſie nicht auch wirklich zu finden wäre. — Aber dergleichen Liebe bedarf keiner Schattirungen. Eine Liebe, die ſolche nöthig hat, mögte eher Begierde zu nennen ſeyn, — und damit iſt es gewiß gefährlich! Der hellſte Verſtand hat ſeine Verdunkelungen, und das beſte Herz ſeine ſchwache Seite, das vielleicht über die Schattirungen in aller Geſchwindigkeit wegſchlüpft. — Im Ernſte, mein Freund, — geiſtige Liebe,

Gefallen an den Eigenschaften des Verstandes und Herzens ist ruhig, fließet sanft in dem Herzen, wie ein stiller Bach durch Fluren, und genießet durch Beschauung fremder Vollkommenheiten in sich selbst Freude und Vergnügen; sinnliche Liebe hingegen ist unruhig, unstät, heftig, ist sich selbst nicht genung, — sucht Befriedigung außer sich. Die sinnliche Liebe, sagt Rousseaus Julie, kann des Besitzes nicht entbehren, und verlischt durch denselben; die wahre Liebe kann des Herzens nicht entbehren, und dauert so lange, als die Beziehungen auf einander, die sie erzeugt haben. — Was war nicht für ein Aufruhr in Werthers Seele an dem Abende, da er der Lotte aus dem Ossian vorlas, und ihre zitternde stammelnde Lippen mit wütenden Küssen bedeckte! Daraus erhellet wenigstens sehr deutlich, daß geistige und sinnliche Liebe sehr genau an einander gränzen, daß der Uebergang von jener zu dieser sehr kurz, sehr schnell sey, und daß man also alle Behutsamkeit anzuwenden habe, der Gränze nicht nahe zu kommen, und ich halte es immer für sehr gewiß:

wiß: man muß den Sinnen nichts gestatten, wenn man ihnen etwas versagen will. Aber gesetzt: Werther wäre vor allen Verirrungen sicher gewesen, so war die Heftigkeit seines Wunsches und die daher entstehende Unruhe schon Aufforderung genung für ihn, einen Gegenstand zu fliehen, bey dessen Anblick die Wärme in seiner Seele so leicht zu Flammen auflohderte.

A. Unglücks genung, daß so viele Umstände sich verbanden, Werthern aus aller Fassung zu bringen.

P. Umstände! Umstände! nun wir wollen doch sehen. — Werther hatte die Stärke, von Lotten zu fliehen, und sich in Geschäften bey einem Gesandten brauchen zu lassen. — Es war das freylich kein kleines Opfer, welches er der Nothwendigkeit brachte; indessen, er brachte es doch, er reiset fort; er schreibt: — Geduld, Geduld, es wird besser werden; denn ich sage dir, Lieber, du hast Recht; seit ich unter dem Volke so alle Tage herum getrieben werde, und sehe, was Sie thun, und wie Sie's treiben, steh ich viel besser mit

mir ſelbſt. Gewiß, weil wir doch einmal ſo gemacht ſind, daß wir alles mit uns und uns mit allem vergleichen, ſo liegt Glück oder Elend in den Gegenſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt nichts ſo gefährlich, als die Einſamkeit. — Unſere Einbildungskraft durch ihre Natur gedrungen, ſich zu erheben, durch die phantaſtiſche Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und alles außer uns herrlicher erſcheint, jeder anderer vollkommner iſt. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben was uns fehlt, ſcheint uns oft ein anderer zu beſitzen, dem wir dann auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. — Und ſo iſt der Glückliche vollkommen fertig, — das Geſchöpf unſerer ſelbſt. Wer ſo viel über ſich vermogte und ſo vernünftig raiſonniren kann, der hätte gewiß mehr gekonnt, wenn er gewollt hätte, wenn es ihm Ernſt

gewe-

gewesen wäre. Aber kaum hat er sich aus der Leidenschaft heraus gerissen, kaum hat er die Fesseln von sich geworfen, so kehrt er wieder freywillig in dieselben zurück.

A. Daran war eben das verdrießliche Geschicke mit dem Gesandten Schuld. Dadurch ward ihm der Ort, nach den er sich vor Lotten geflüchtet hatte, verhaßt, da flohen alle Freuden von ihm, die er in Geschäften, in Würde und Ansehen gehofft hatte, und damit verloren zugleich alle Mittel, die er der Liebe gegen Lotten entgegensetzte, ihre Kraft, ihre Wirkung, — und nun musten freylich in der leeren, alles Glücks, aller Vergnügungen beraubten Seele, die angenehmen Bilder des Vergangenen wieder erwachen, ihr willkommen seyn, sie mit allen Kräften nach ihnen hinstürzen, sie zu umfassen, sie liebzukosen, und durch ihre finstere Schatten hindurch zu dringen, nach dem geliebten Originale — es zu besitzen, sich zu eigen zu machen.

P. Das war wieder ein Fehler von Werthern. Wenn sein Gesandter Schwachheiten beging und seinen Subordinirten darunter leiden ließ, —

wenn dieſer ihn überſah, je nun, ſo hätte der auch ſo klug und großmüthig ſeyn, und nachgeben ſollen. — Es iſt nun ſchon einmal ſo, daß Vornehme, Leute von Stande, wenn ſie Thoren ſind, das Recht haben, es gewöhnlicherweiſe ungeſtöhrt zu ſeyn, und fein lange in ihrer Lage zu bleiben, — da hingegen niedrige, gemeine Thoren entweder bald den Kopf zerſtoßen, oder bald von ihrer Krankheit geheilt werden. Wenn nun da ſo einem erlauchten Manne ein Subordinirter und noch dazu von niedrigerem Stande in die Quere kömmt? ja da gehts nimmer gut! — da hätte Werther weltklug ſeyn ſollen, — hätte ſich ſchon nicht ſollen die Mühe verdrießen laſſen, ſeinem Geſandten mit beſſeren Worten, reineren Partikeln und Bindewörtern fleißig aufzuwarten. Wanns damit gut geweſen wäre! — — — — Aber nehmen Sie mirs nicht übel, Alcimor! die jungen Leute nennen oft Chikanen, was keine ſind; ſie haben gemeiniglich ihre eigene Welt im Kopfe; iſt es nun außer dem anders, ja dann iſt die Geduld aus, dann iſt alles um ſie her Nacht und Verderben! — ſie haben ihre Plans, ihre

Pro-

Projekte, die hauchen lauter Wirksamkeit, Aktivität, Wohl für das menschliche Geschlecht, und die sollen alle auf einmal ausgeführt seyn. — Alles andre ist klein, unwürdig, verächtlich, verdient nicht, daß man sich damit zu thun macht. Die guten Jungens bedenken nicht, daß zu einer großen That viele kleine gehören, die einzeln und vor sich allein sehr unbedeutend aussehen, die aber alle nöthig sind, um eine große That zu bewirken. — Wenn der große Feldherr nicht alle die kleinen militairischen Uebungen versteht, und unter seiner Aufsicht fleißig verrichten läßt, sondern dächte: je was, ob der Kerl die Flinte so oder anders nimmt, ob er gerade oder von der Seite steht, den Arm beym Laden so oder so ausstreckt, und dann käme eine ganze Armee zur Schlacht zusammen, davon es ein jeder machte, wies ihm gut deucht? — da würde was Schönes werden, und unsrer Helden mögten wohl wenigere seyn. Wenn nun da ein gesetzter, kluger Mann kömmt, der da weiß, wozu es nützt, auch in Kleinigkeiten genau und pünktlich zu seyn, und tadelt da die eigenwilligen Köpfe, die alles nach ih-

ihrem Sinne machen, so nennen die das: lächerlich, unerträglich, umständlich, wie eine Paase, und wollen aus der Haut fahren. Werther erkannte recht gut, daß Unterschied der Stände, Subordination seyn müsse, — nur sollten sie ihm nicht eben gerad im Wege stehen, wo er noch ein wenig Freude, ein wenig Schimmer von Glück auf dieser Erde genießen könnte. Im Grunde lag es also immer daran, daß Werther seinem Vergnügen sogar nichts abbrechen wollte, daß alles so gehen sollte, wie es ihm gefiel. Wie leicht hätte es ihm, einem Manne von so guter Einsicht, werden können, sich über kleinere scheinbare Vergnügungen zu größern, zu wahren zu erheben, und darinnen sich als eine starke, große Seele zu fühlen?

A. Nun und worinnen sollten denn die größern wahren Vergnügungen bestanden haben?

P. Worinnen? Ist es nicht eine große, wahre Freude, das edle Gefühl der Selbstbeherrschung, der Arbeitsamkeit, des Diensteifers, des Nachgebens, in sich zu tragen? Mit welch einem Ent-

Entzücken würde der leicht, der stark empfindende Werther seine Seele beschauet haben, in der so treffliche Tugenden reif geworden!

A. Mit den Tugenden, die so ganz durch keine glückliche Umstände genährt, durch keine Belohnungen gehoben werden, — ist es so gar herrlich nicht. So wie die Anlagen dazu durch eine glückliche Himmelsgegend und gute Organisation in dem Menschen gemacht werden, so werden sie durch glückliche Umstände erlangt und weiter ausgebildet. — Ein lieblicher Blick, der uns Beyfall zuwinkt, ein freudiges Lächeln bey unsern Bemühungen, eine sanfte theilnehmende Thräne bey unsern Schwachheiten oder Beschwerden, — o das stärkt, das ermuntert, das belebt, und bläset jeden Funken des Guten, der in unsrer Seele glimmt, zu einem hellen Lichte an, das sie ganz erleuchtet, erwärmet, und Früchte hervortreibt, die oft durch die Bewunderung der Welt, stets aber durch ihre eigene Süßigkeit unverwelklich sind.

P. Das war auch gar nicht der Fall bey Werthern. War gleich der Gesandte nicht der, welcher

cher durch seinen Beyfall und leutseligen Umgang Werthern bey seinen Geschäften ermunterte und ihm seinen Aufenthalt angenehm machte, so war doch der Graf C. sein Gönner, der sich mit wahrhaftig gütigen Gesinnungen zu ihm herabließ. — Das erkannte Werther selbst mit vieler Empfindung, er empfing von diesem treflichen Manne viele gute Lehren, die er sich hätte zu Nutze machen sollen. — Diese Folgsamkeit würde ihm in dem Herzen des Grafen noch mehr Achtung und Zuneigung erworben haben. —

A. Ja, da kam wieder die schnöde Begegnung von den Adlichen darzwischen. — Sagen Sie mir, Philantropus, müste man nicht ein unempfindlicher Phlegmatiker seyn, wenn man sich darüber nicht ärgern sollte? —

P. Freylich, — angenehm sind dergleichen Begegnungen gar nicht, das gebe ich Ihnen gern zu. Allein, das sich nun so sehr zu Herzen nehmen, daß man entweder nicht vorsichtig, nicht eilfertig genung gewesen ist, den Anläufen des vornehmen Stolzes zu entfliehen, — oder daß diese angeerbte Sünde nicht so ehrerbietig gewe-

ſen, ſich vor uns zu verleugnen! — Das iſt auch zu weit getrieben. Es iſt nun ſchon einmal ſo in unſrer Welt, daß ſich fein gleich und gleich geſellen muß. Und das hat ſeinen guten Nutzen. Erſtlich, wenn der gute ehrliche Bürgersmann viel in Geſellſchaft von vornehmen Standesperſonen wäre, ſo würde er, da er ſo ſchon ſehr zum Nachahmen geneigt iſt, ſich ſehr leicht Geberden, Reden und ein Betragen angewöhnen, wodurch er, wann er in Geſellſchaft von ſeines Gleichen zurückkehrte, lächerlich werden könnte. Dazu mögte er auch oft, da er mit den feinen Sitten nicht bekannt iſt, den Reſpekt vergeſſen, den er Perſonen von Stande ſchuldig iſt. Dagegen vornehme Standesperſonen, wenn ſie ſich viel in bürgerlicher Geſellſchaft befänden, könnten gar leicht das ihrem Range eigne, anſtändige Betragen im Reden und in Geberden verlernen, und ein gewiſſes gemeines, demüthiges Weſen annehmen, wodurch es im Publikum leicht zweifelhaft werden könnte, ob ſie wirklich von Stande wären, und das würde lauter Unordnung im Staate anrichten.

A. Ich glaube doch nicht, daß Sie Satyren machen? — Werther war doch wohl etwas mehr und beſſer, als ein guter ehrlicher Bürgersmann, und kann man denn nicht mit jemanden umgehen, ohne ſich gemein zu machen?

P. Man könnte wohl, — aber —

A. Aber man will nicht!

P. Je nun ja, —. man will nicht. Aber glauben Sie nicht, daß ich alles auf einen Stand ſchieben werde. Der eine ſündigt durch eine zu große Zurückhaltung, Entfernung, — der andre durch eine zu große Zudringlichkeit. Der Adeliche fehlt darinnen, daß er ſeinem Stande zu viele Vorzüge, einen zu großen Werth beylegt, und zu verlieren fürchtet, wenn er ſich in andre Stände miſcht, — der Bürgerliche darinnen, daß er dem ſeinigen zu wenig Vorzüge beymiſſet, und zu gewinnen hoffet, wenn er ſich über ſeinen Rang erhebt. Aber das mag ſeyn, wie es will, — ſo erfordert es doch immer die Klugheit, ſich in dergleichen Umſtände zu ſchicken. — Mein liebſter Freund, wenn ſich ein jeder, mit dem heute ſein Vorgeſetzter unter vier oder ſechs Augen vertraulich

traulich spricht, der ihn morgen in einer groſsen Gesellschaft nicht ansieht, thut, als wenn er ihn nicht kennte, todt schieſsen wollte, — ich glaube, — wir lebten vielleicht alle beyde nicht mehr! —

A. Verändern Sie doch nicht die Umstände! Hat sich Werther denn darum erschossen? Das kränkte ihn nur, — quälte ihn nur, machte ihm nur das Leben verhaſst. — Aber seine unglückliche Neigung gegen Lotten gab der Sache den Ausschlag.

P. Gut, da hätte er nicht wieder hingehen sollen. Das war eben das Unglück. Konnt' er doch hinlaufen, wohin er wollte, nur bey Lotten nicht! warum gerade da? Sagen Sie mir, was zwang ihn dazu? —

A. Die Liebe.

P. Die Liebe? — Die Leidenschaft, sagen Sie! — nicht die Liebe. Wahre Liebe zu Lotten hätte ihn von ihr entfernt, der hätte ihn gelehrt, sie nicht zu beunruhigen und durch seine Begierden zu ängstigen. — Er wuste, daſs für ihn gar keine Hofnung mehr war. Nur eine chimärische Phantasie konnte sie ihn in Alberts Tode finden las-

sen. — Die führte ihn an Abgründe, vor welchen er selbst zurückbebte, und denen er sich nie mehr hätte nähern sollen. Ich darf es Ihnen, der Sie die Leiden des jungen Werthers so fleißig gelesen, wohl nicht erst sagen, daß alles, was Werther dachte und sagte, übertrieben, übergespannt war. Mit aller Ehrfurcht vor Lottens trefliche Eigenschaften, glaube ich doch wohl behaupten zu können, Werther habe sie mit seiner alles vergrößernden Einbildungskraft angesehen.

A. Was die Sache scheint, ist sie —

P. So lange man dem Scheine folgt, — aber der Schein —

A. Trügt, wollen Sie sagen, — Sie meynen also, Werther habe an Lotten sollen Unvollkommenheiten zu entdecken suchen. — Glauben Sie wohl, daß er welche gefunden hätte?

P. — Vielleicht, vielleicht auch nicht. Indessen, eine ruhige Ueberlegung würde ihn bey aller Hochachtung gegen Lotten wohl haben vermuthen lassen, daß es noch ihres gleichen in der Welt giebt, und daß er noch wohl vielleicht eine andre Lotte finden könne.

A. Wahr-

A. Wahrhaftig, eine leichtſinnige Liebe!

P. Ich denke, eine vernünftige! — Was ſo oben hinausbrauſet, fällt, ehe man es ſich verſieht, ganz tief, tief wieder zurück. Alles Heftige, Uebertriebene iſt widernatürlich und alſo unbeſtändig. Was beſtändig ſeyn ſoll, muß ebenmäßig in unſrer Seele fortfließen. Alles, was die Gränzen der Mäßigung überſtrömet, welche die Natur gemacht hat, — iſt dem durch das Fieber erhitzten Blute gleich, welches entweder, wann es ausgetobt hat, ruhiger fließt, — oder die Nerven zerreißt und den Tod herbeyführt. Und ſo würde Werther, wenn ſich ſeine Einbildungskraft beruhigt hätte, an Lotten wohl noch immer ein gutes liebenswürdiges Mädchen, aber nichts weniger als eine Göttinn, geſehen haben.

A. Wenn ſich ſeine Einbildungskraft beruhigt hätte, — je nun, und warum hat ſie ſich denn nicht beruhigt?

P. Weil Werther keine Mittel dazu gebraucht hat. Hätte er gearbeitet, — Umgang von guten Freunden geſucht, — alles gemieden, was ſeinen Sinnen und ſeiner Einbildungskraft zu viel

Nahrung gegeben, — auch lieber auf etliche Jahre, bis er kaltblütiger geworden, — seinen Homer, Ossian und sein Zeichnen weggeworfen, — statt dessen Heraldik oder Chronologie studiert, ich denke, — Lottens Bild hätte schwächer in seiner Seele werden sollen. —

A. Was das nun alles ist. — Wäre er lieber wie Diogenes in ein Faß gekrochen, — hätte, wie ein Wilder, Wurzeln und Kräuter gegessen und Wasser getrunken, und sich wie jener große Kayser die Zeit mit Fliegenfangen vertrieben. —

P. Doch immer besser als sich todt geschossen. Er hätte in dem Falle nur immer als ein kluger Mensch gehandelt, der kleinere Güter für größere, Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft für Leben, Ruhe und Dienste gegen das menschliche Geschlecht aufopferte. Aber dazu war Werther ja noch nicht gezwungen. Vors erste, wäre ihm im Fall der Noth schon geholfen gewesen, wenn er sich eine andre Lotte gesucht hätte.

A. Sie machen mich böse. Als wenn die Lotten so häufig in der Welt wären, daß man sie beym

beym erſten Suchen ſogleich finden könnte! Und dann hätte er es eben ſo gemacht.

P. Es war ja nicht nothwendig, daß es ihm eben ſo unglücklich gehen muſte. Nun, und wollte das alles nicht helfen, ſo kam es immer wieder darauf hinaus, daß Werther ſeine zu große Sinnlichkeit mäßigte, und nicht mit ſeinem Herzen wie mit einem kranken Kinde umging, und ihm allen Willen that.

A. Ich ſehe wohl, ich werde mit Ihnen nicht fertig. Sie behaupten alſo veſt, Werther hätte nicht ſo handeln dürfen, wie er gehandelt hat?

P. Veſt, — wenn er nur anders hätte handeln wollen. Und um den Streit auf einmal zu endigen, ſo erkläre ich mich: — anfänglich hätte es Werthern wenig Mühe gekoſtet, ſich los zu machen; — mit der Länge der Zeit mehr, — doch wäre es ihm, wie Sie aus allen Umſtänden geſehen haben, bey allem eignen Gefühl ſeiner Unbehaglichkeit, bey Wilhelms Zureden, bey Lottens Bitten, Alberts Verdruſſe, — ſehr möglich geweſen. Es war alſo immer ſeine Schuld, daß er die Leidenſchaft ſo ſehr anwachſen

ließ. — Denn freylich, wenn in einem Hauſe, wo Pulver aufbewahrt wird, mit dem Feuer ſo unvorſichtig umgegangen wird, daß Funken auf das Pulver fallen, — muß denn nicht das Haus in die Luft geſprengt werden? Alſo, da alle Urſachen zu Werthers Untergange vorher nicht verhütet worden, muſte er untergehen. — Geben Sie das alles zu?

A. Das wohl. — Aber in den Umſtänden handelte Werther doch klug? —

P. Klug? Was wollen Sie damit ſagen? Klug, daß er ſich erſchoß?

A. Was war er weiter auf der Welt nütze? — Für ihn war kein Vergnügen mehr. Auch war er außer Stande, der Welt zu dienen. Alſo fort! war das Beſte.

P. Mein Alcimor, ſo denken Sie nicht. Warlich nicht. Kann ein Menſch, dem es in der Liebe unglücklich geht, — geſetzt, ganz ohne ſeine Schuld, — kein Vergnügen weiter haben? — gar nicht der Welt mehr nützen? — Es frägt ſich nicht, ob er es wirklich hat, ob er der Welt wirklich nützt, ſondern nur, ob er nicht

Könn-

könnte. Dies müsten wir leugnen können, wenn wir den Selbstmord klug nennen wollten.

A. Der war doch nur das einzige Mittel, sein Unglück zu endigen, und zu einem bessern Zustand überzugehen, — und war das, wer wollte zweifeln, daß das Mittel dazu mit Klugheit gewählt urde. Ich rufe Ihnen zu, wie Werther seinem Wilhelm: Behüte Gott, daß du lachest, ist das zum Lachen, wenn uns wohl wird?

P. Mein liebster Freund, — das ist alles zu allgemein gesprochen. Wenn Sie behaupten wollen, der Selbstmord war das einzige Mittel, sein Unglück zu endigen, — so müssen Sie vorher viele Fragen beantworten — Erstlich konnte Werther weiter kein Vergnügen genießen? Ich habe Ihnen schon im Vorhergehenden gesagt, daß es noch größere, beständige Vergnügungen für ihn gab, daß er durch sein Genie, durch seinen Muth und Fleiß, und durch sein der Freundschaft offnes Herz der Welt viele, große Dienste hätte leisten können. — Ferner, müssen Sie Ihre Gedanken über den Zustand nach dem Tode erklären. Drey Fälle sind möglich. Entweder der

Tod zernichtet gänzlich, — oder er beraubt nur auf einige Zeit des Bewußtſeyns, oder wir fahren ununterbrochen fort, uns unſeres Zuſtandes bewußt zu ſeyn. Im erſteren Falle würde der Selbſtmord klug genannt werden können, wenn die Summe unangenehmer Empfindungen die angenehmen überträfe, — und das, wohl zu merken, auch mit ruhiger Ueberlegung ausgemacht wäre, denn die bloße Empfindung und die alles vergrößernde Einbildungskraft mögten hier wohl nicht unpartheyiſch entſcheiden! — aber, wer traut ſich das zu berechnen, ohne zu fürchten, er werde ſich in ſeiner Rechnung betrogen finden; überdem müſte man von einer Vernichtung, ich will nicht ſagen: Gewißheit, wenigſtens Wahrſcheinlichkeit, haben; — aber eine gänzliche Vernichtung wahrſcheinlich zu finden, iſt nicht alles darwider, Aleimor? — Im zweyten Falle, wenn die Seele auf einige Zeit ihres Bewußtſeyns beraubt wäre, würde während dieſes Zuſtandes eben das Statt finden, was ich im Falle der Vernichtung geſagt habe. — Wann nun aber das Bewußtſeyn ſich wieder einfindet, oder wir den dritten

Fall

Fall annehmen, daß es gar nicht unterbrochen wird, dann mögte ich mir wohl Ihre Theorie über die Glückseligkeit und Unglückseligkeit eines Geistes überhaupt, und insbesondere, nach dem Tode, ausbitten. Erstlich. bestehet die Glückseligkeit eines Geistes nicht in demjenigen Bewußtseyn der Stärke, seine Empfindungen und Neigungen so zu ordnen, wie es der Werth der Dinge, worauf sie gehen, verdienet? — Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich ausdrücke? — Exempel werden die Sache klar machen. Der Genuß eines kühlenden Getränks im Sommer hat einen außerordentlichen Reiz für unsre Sinnen, und verdient in so fern begehrt zu werden; — aber unsre Gesundheit ist noch mehr werth, — haben wir nun in diesem Falle die Stärke, unsre Begierde zu mäßigen, ohne durch äußere Umstände dazu genöthigt zu seyn, so trägt das zu unserer Glückseligkeit bey, nicht blos in Ansehung der guten Folgen, die daraus für unsre Gesundheit entstehen, sondern hauptsächlich in Ansehung des Bewußtseyns, daß wir unsrer vernünftigen Natur gemäß gehandelt haben. —

und so gehen Sie alles durch! — so finden Sie, daß Glückseligkeit immer in dem Bewußtseyn eigner Stärke bestehet, kleinere Güter größeren aufzuopfern. Die Liebe zum Leben ist ein Gut, das unsres Wunsches und unsrer Sorgfalt allerdings werth ist, aber nun kömmt der Fall, daß wir unser Leben aufopfern sollen, um unsre Familie, unser Vaterland zu retten. Sind wir nun da feig, so müssen wir nicht allein den Untergang derselben mit ansehen, und, wann wir nicht Unmenschen sind, mit Schmerzen empfinden, sondern auch noch den beschämenden Gedanken in uns tragen: du warst zu unedel, zu niedrig gesinnt, um andre viele glücklich zu machen. Wenn nun also unsre Neigung, anstatt auf größere Güter gerichtet zu seyn, — die kleineren vorzieht, so ermangeln wir nicht nur allezeit desjenigen bessern und größern Vergnügens, welches mit jenen ihrer Natur nach verbunden ist; denn das Vergnügen, sich selbst beherrscht zu haben, ist doch wohl größer, als das Vergnügen irgend eines sinnlichen Genusses, — sondern wir haben auch noch überdem das unangenehme

Be-

Bewußtseyn, daß wir unsrer vernünftigen Natur zuwider gehandelt haben, — und welches, wäre es auch nicht Bewußtseyn, doch immer ein unbehagliches Gefühl ist, welches trotz aller Bemühungen, es nicht aufzuklären, doch immer in der Seele bleibet. Noch mehr, sind wir gewohnt, kleinere Güter, — und das sind die der Sinnen und der Einbildungskraft, — den größeren vorzuziehen, so entzündet sich in unsrer Seele nach und nach eine Heftigkeit, die uns unwiderstehlich zu diesen Gegenständen hintreibt; Heftigkeit ist an sich schmerzlich, weil sie widernatürlich ist, sie wird es um so mehr, da sie nie befriedigt werden kann, und noch immer andre unerfüllte Wünsche für bessere Güter, welche doch niemand gänzlich ausrotten kann, in der Seele zurückbleiben. Und so fliehet alle Ruhe, Zufriedenheit und Glückseligkeit aus dem Herzen. Sehn Sie, das ist meine Theorie von der Glückseligkeit; — kömmt die Ihrige damit überein?

A. Vollkommen. Denn die Stärke, kleinere Güter für größere aufzuopfern, ist unentbehrlich, sowol bey dem Mangel der erstern, da sonst

offenbar der Mensch unglücklich seyn müste, wenn er nicht die Begierde nach denselben mäßigen könnte, als auch bey dem Genuß derselben, durch den er sich nothwendig ins Verderben stürzen muß, wenn er ihn übertreibt.

P. Diese Theorie von der Glückseligkeit bleibt auch bey allen verschiedenen Meynungen gewiß, welche man über die Natur der Seele dessen, was in uns denkt, haben mag. Sie mag einfach oder zusammengesetzt seyn, — kurz, es muß eine Ordnung, — Uebereinstimmung unsrer Empfindungen und Neigungen, die dem Werthe der Dinge gemäß ist, in uns seyn, wenn wir ruhig, vergnügt, glückselig seyn sollen. Daß das wahr sey, fühlen wir, und ein jeder, denke ich. Wenn Sie nun hierinnen mit mir einerley Meynung sind, so sagen Sie mir nun auch, mein Lieber, was machen Sie sich für Gedanken von einer zukünftigen Glückseligkeit? Da sie in uns ist, in unsrer Denkungsart und unsern Neigungen besteht, werden wir nicht nach dem Tode fortfahren, dieselben Gedanken, Neigungen zu haben? und werden wir also nicht durch dieselben

ſelben glücklich oder unglücklich ſeyn, wie wir es hier waren?

A. Wir reden als Philoſophen, mein Freund, die blos aus der uns bekannten Natur der Dinge Vermuthungen über die Zukunft wagen. Alſo — meine Meynung! — Eine Vernichtung! wer kann die, ich will nicht ſagen: glauben? ſondern nur vermuthen? Unterbrochenes Bewußtſeyn nach dem Tode könnte ſeyn; — dadurch könnten denn viele ehemalige Bilder, Gedanken in der Seele, erlöſchen.

P. Daran zweifle ich, mit Ihrer Erlaubniß. Im Schlafe fehlt uns das Bewußtſeyn; — morgen ſind doch alle ehemalige Bilder, Gedanken wieder da; und wodurch ſollten ſie auch erlöſchen? Durch eigne Thätigkeit? dann hat die Seele Bewußtſeyn; — durch eine fremde Kraft, ohne alle Anwendung der ihrigen? Alcimor, das zu glauben, iſt wider alle Begriffe von der Seele und wider unſre Theorie von Glückſeligkeit. — Alſo, wann ſich das Bewußtſeyn bey der Seele wieder einfindet, ſo iſt ſie immer noch da, wo ſie vorher geweſen iſt, — in dem glücklichen oder

unglücklichen Zustande, worinnen sie sich ehedem befand; und ist das Bewußtseyn ganz ununterbrochen, so dauern natürlicherweise auch immer die ehemalige Denkungsart, Neigungen fort.

A. Aber wissen Sie denn auch wohl, daß unsre Gedanken und Wünsche durch die Gegenstände, welche uns vorkommen, bestimmt werden? Wenn also der Seele nach dem Tode andre Gegenstände vorkommen, als hier, so wird sie auch anders denken und wollen, als hier; nehmen Sie nun dazu, daß dort größere und bessere Vergnügungen als hier seyn werden, so sehen Sie wohl; — man kann dort leichter glücklich werden, als hier. —

P. Wenn uns auch andre Objekte vorkommen, so gehört doch immer die Stärke in der Seele dazu, sich dadurch lenken zu lassen. Ist die hier nicht ohne eigne Anstrengung zu erlangen, wie dort? Mit jeder Wiederholung wird die Neigung stärker, — und also mögten wohl die größeren Vergnügungen, die in einem künftigen Zustande seyn können, nicht viel Gewicht für den haben, der sie hier nicht den kleineren vorziehen wollte.

wollte. Ueberdem müste doch der, welcher nach dieser Meynung handeln und für klug gehalten werden wollte, wo nicht Gewißheit, wenigstens Wahrscheinlichkeit haben, — und wie steht es darum?

A. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein künftiger Zustand besser als der gegenwärtige seyn werde, ist offenbar. Arbeitet nicht alles in der ganzen Natur unaufhörlich zu höherer Vollkommenheit hinauf? — Giebt uns nicht die Geschichte der Menschheit einen augenscheinlichen Beweis davon? und ist es also nicht zu vermuthen, daß der Tod den Menschen seiner Vollkommenheit näher bringen werde? —

P. Ich verehre den Satz, daß sich alle Wesen zu höherer Vollkommenheit entwickeln. Aber genau geredet, heißt er doch nichts weiter, als: alles hat eine Kraft, vollkommner zu werden. Ob ich nun gleich gern zugebe, daß diese Kraft nicht todt und unwirksam ist, — so kömmt es doch hauptsächlich auf ihre eigne Erhebung und Bemühung an, wie vollkommen sie werden will; — und wir sind also immer da, wo wir ge-

gewesen sind! — Glückseligkeit bestehet in dem Bewußtseyn eigner Stärke, so zu begehren und zu verabscheuen, als es der Werth der Dinge erfordert. — Ueberdem mir scheint die Sache ganz anders. — Gedanken, Begierden, Neigungen sind in der Seele, sind in derselben, wenn auch kein Eindruck mehr von außen geschieht, der sie veranlaßt hat. Nun sind dieselben allezeit unbehaglich, wenn sie nicht befriedigt werden; sie müssen aber unbefriedigt bleiben, weil nach dem Tode keine Gegenstände für die Sinne, wenigstens die nicht sind, welche hier die Begierde auf sich zogen. — Das auf den gegenwärtigen Fall angewandt. — Konnte Werther, die Sache vernünftig überlegt, durch seine Ermordung Besserung seines Zustandes erwarten? — Vernichtigung glaubte er nicht. — Sein Wunsch, sein Verlangen, Lotten zu besitzen, war seine Qual; von dem muste er frey seyn, wenn er ruhig werden sollte. Konnte er hoffen, es werde ihn nach dem Tode verlassen? — das geliebte Bild werde aus der Seele weichen, der es sich so tief, so tief eingeprägt? — Ich

will

will dieſen Gedanken nicht weiter verfolgen, — Sie ſehen, was ſich alles daraus ſchließen läßt, und ſind, wie ich hoffe, überzeugt: die kalte Ueberlegung giebt niemanden das Mordgewehr in die Hand.

A. Aber Werther überlegte mit ganz ruhiger, kalter Empfindung.

P. Mit ruhiger, kalter Empfindung! ich wollte lieber ſagen: mit ſtumpf gewordener Empfindung. — So wie das Gift immer noch Gift iſt, wenn es gleich alle Eingeweide ſchon ſo zernagt hat, daß die Schmerzen nicht mehr gefühlt werden, ſo war Werthers Empfindung noch immer heftig, wenn gleich ſeine Kräfte ſchon ſo erſchöpft waren, daß es ſchien, er empfände ganz mäßig.

A. Er führt Gründe für den Selbſtmord an!

P. Ein Beweis wider ihn, — daß man immer noch erſt die Einwilligung der Vernunft haben müſſe, und nicht ſo geradezu nach Empfindung handeln dürfe. Aber, was waren das für Vernunftsgründe? Sehn Sie, es giebt zweyerley Arten von Beweisthümern in der Welt:

einige ſind gleichſam ſchon in unſerer Vernunft, und treiben uns an, ſo und nicht anders zu denken und zu thun; andere bürden wir erſt unſerer Vernunft auf, wenn die Begierden mit den erſtern nicht zufrieden ſind, und wir uns heimlich ſchämen, ohne Vernunftsgründe zu handeln. Und zu dieſer letzteren Art mögten wohl Werthers Gründe für den Selbſtmord gehören. — Mich deucht, folgende ſind es: „An „dem Daſeyn eines einzigen Geſchöpfs ſey „ſo wenig gelegen!„ Geſetzt! je nun, ſo iſt doch etwas daran gelegen! Aber gewiß fand ſich dieſes Argument erſt bey Werthern ein, als es ihm empfindlich geworden, nicht auf die ihm eigne Art in der Welt thätig zu ſeyn, „die „Natur dränge durch das Leiden, das ſie „auflege, zum Tode„ iſt offenbar ein Satz, den er aus ſeiner ſehr unregelmäßigen Empfindung gemodelt, — und auf die Art will ich alle Laſter in der Welt vertheidigen, die verworfenſte Wolluſt, die niederträchtigſte Ungerechtigkeit — Verrätherey, Meineyd und Todtſchlag ſetzen insgeſammt Begierden voraus, die ſo lange die Na-

tur

zur drängen, bis sie unterliegt, — und dann ists um Ordnung, Enthaltsamkeit, Gerechtigkeit und alle Pflichten geschehen. —

A. Werther widerlegt die Gründe gegen den Selbstmord!

P. Widerlegt? — macht Ausflüchte, Trugschlüsse, — „wenn Anstrengung Stärke ist, „warum nicht auch Ueberspannung?„ Haben Sie je einen ärgern Trugschluß gehört? — Weil die Ueberspannung widernatürlich ist, die Seele aus ihrem ruhigen Gleichgewichte reißet, und sie eben dadurch schwach macht. — Eben so falsch: den Selbstmord als ein Werk einer starken Seele anzusehen, da doch offenbar ist, sie ist so klein, so schwach, daß sie sich nicht einmahl von einer Begierde losmachen will. — Und wozu das alles, mein liebster Freund? Nach unsrer vorausgesetzten Theorie von Glückseligkeit, und nach den wahrscheinlichsten Aussichten in die Zukunft, kann uns nichts in der Welt berechtigen, uns das Leben zu nehmen, in der Hofnung, dadurch zu einem glücklichern Zustand zu gelangen. — Man hat aber noch

außerdem viele gute Gründe wider den Selbstmord, die ich nirgends so schön und so nachdrücklich gesagt gefunden habe, als in dem Briefe des Mylord Eduards an den Saint Preux. Dieser meldet dem Mylord seinen Entschluß, sich das Leben zu nehmen, vertheidigt denselben sehr ernstlich, und bittet den Eduard, ihm Gesellschaft zu leisten. Da des Saint Preux Umstände so viele Aehnlichkeit mit Werthers haben, so will ich Ihnen die hauptsächlichsten und passendesten Stellen vorlesen. Daraus, wie ihn der Mylord widerlegt, erhellen zugleich St. Preux Gründe für den Selbstmord; ich darf sie also nicht besonders anführen. —

„Du, der du einen Gott, die Unsterblich-
„keit der Seele und Freyheit des Menschen
„glaubst, du denkest doch ohne Zweifel wohl
„nicht, daß ein verständiges Wesen von ohn-
„gefähr einen Leib bekomme, und auf die Welt
„gesetzt werde, blos um da zu leben, zu lei-
„den und zu sterben. Es hat doch wohl das
„menschliche Leben vielleicht eine Absicht, einen
„End-

„Endzweck, einen ſittlichen Gegenſtand? — —
„Es iſt dir alſo nach deiner Meynung erlaubt,
„daß du aufhören darfſt, zu leben? Der Be-
„weis davon iſt ſonderbar, nemlich: weil du
„Luſt haſt, zu ſterben. Gewiß, das iſt doch
„ein ſehr bequemer Beweisgrund für die Bö-
„ſewichter. Sie müſſen dir für die Waffen
„ſehr verbunden ſeyn, die du ihnen darreichſt.
„Es wird keine Miſſethat mehr geben, die ſich
„nicht durch die Verſuchung, ſolche zu bege-
„hen, rechtfertigen, und ſobald die Heftigkeit
„der Leidenſchaft über den Abſcheu vor dem
„Verbrechen die Oberhand behalten wird, ſo
„werden ſie in der Begierde, Böſes zu thun,
„auch das Recht dazu finden. — Es iſt dir
„alſo erlaubt, daß du aufhören darfſt, zu le-
„ben? Ich mögte wohl wiſſen, ob du ange-
„fangen haſt? Wie! wurdeſt du auf die Welt
„geſetzt, um daſelbſt nichts zu thun? Legte dir
„der Himmel mit dem Leben nicht auch eine Ar-
„beit auf, die du vollbringen ſollteſt? Wenn
„du dein Tagewerk vor Abends gemacht haſt:
„ſo ruhe den übrigen Tag aus, du kannſt es

„thun, laß uns aber dein Werk ſehen. Was „für eine Antwort hältſt du für den höchſten „Richter bereit, der dich wegen deiner Zeit zur „Rechenſchaft ziehen wird? Sprich, was willſt „du ihm ſagen? — Ich habe ein ehrliches „Mädchen verführt, ich verlaſſe einen Freund „in ſeinen Bekümmerniſſen. Unglückſeliger! „finde mir doch den Gerechten, der ſich rühmet, er habe genung gelebet, damit ich von „ihm lerne, wie man ſein Leben muß geführet „haben, wenn man berechtiget ſeyn will, es zu „verlaſſen. — Du rechneſt die Uebel der Menſchheit! — Welche ſind denn endlich die ſo grauſamen Schmerzen, die dich zwungen, es zu „verlaſſen? Denkſt du, ich habe unter deiner „verſtellten Unpartheylichkeit bey der Herrechnung der Uebel dieſes Lebens die Scham, von „den deinigen zu reden, nicht gemerket? Folge „mir, verlaß nicht auf einmahl alle deine Tugenden. Behalt wenigſtens deine alte Freymüthigkeit, und ſage deinem Freunde: ich „habe die Hofnung verloren, eine ehrliche Frau „zu ſchänden, ich ſehe mich gezwungen, ein

„recht-

„rechtſchaffener Menſch zu ſeyn, ich will alſo
„lieber ſterben. — Du biſt es überdrüßig, zu
„leben, und du ſageſt: das Leben iſt ein Uebel.
„Ueber lang oder kurz wirſt du getröſtet ſeyn
„und ſagen: das Leben iſt ein Gut. Du wirſt
„wahrer reden, aber nicht beſſer urtheilen; denn
„es wird ſich nichts verändert haben, als du.
„Aendre dich denn von heute an; und weil in
„der böſen Beſchaffenheit deiner Seele alles Ue-
„bel ſteckt, ſo ändre deine unordentlichen Ge-
„müthsneigungen, und brenne nicht dein Haus
„ab, damit du nicht die Mühe habeſt, es in
„Ordnung zu bringen. — — Saze alſo nicht
„mehr, Leben ſey ein Uebel für dich, weil es
„auf dich allein ankömmt, daß es ein Gut ſey,
„und, wenn es ein Uebel iſt, ſchlecht zu haben,
„ſo iſt es eine Urſache mehr, noch zu leben. —
„Saze alſo auch nicht weiter, es ſey dir er-
„laubt, zu ſterben; denn es ließe ſich eben ſo
„gut ſagen, es ſey dir erlaubt, kein Menſch
„mehr zu ſeyn, es ſey dir erlaubt, dich wider
„den Urheber deines Weſens zu empören, und
„deine Beſtimmung zu hintergehen. — Unter

„den Pflichten, die du herrechneſt, vergiſſeſt du „nur die Pflichten des Menſchen und des Bür„gers. Wo iſt der tugendhafte Patriot, der „ſich weigert, ſein Blut einem fremden Prin„zen zu verkaufen, weil er es nur für ſein Va„terland vergießen ſoll, und der es jetzo als ein „Verzweifelter wider das ausdrückliche Verbot „der Geſetze verſprützen will? Die Geſetze, die „Geſetze, junger Menſch! verachtet der Weiſe „ſie? Der unſchuldige Socrates wollte aus Ehr„erbietung gegen ſie nicht aus dem Gefäng„niſſe gehen. — Du ſiehſt nicht bey dir an, „ſie zu übertreten, um ungerechterweiſe aus dem „Leben zu gehen, und du fragest: was thue ich „Uebels? — Du willſt dich durch Beyſpiele be„rechtigen, du darfſt mir Römer nennen! du, „Römer! Es kömmt dir wohl zu, daß du dich „unterſtehſt, dieſe erlauchten Namen auszuſpre„chen. Sage mir, ſtarb Brutus als ein ver„zweifelter Liebhaber, und zerriß Cato ſein Ein„geweide ſeiner Buhlſchaft halber? — Kleiner „und ſchwacher Menſch, was iſt unter dem „Cato und dir für Aehnlichkeit? Zeige mir doch

„das

„das gemeinſchaftliche Maaß dieſer erhabenen
„Seele und deiner. Verwegener, ach ſchweig!
„ich fürchte, ich fürchte, ich möge ſeinen Na-
„men durch ſeine Schutzſchrift entweihen. —
„Deine Beyſpiele ſind ſchlecht gewählt, und
„du urtheileſt niederträchtig von den Römern,
„wenn du denkeſt, ſie hätten ſich berechtigt zu
„ſeyn geglaubt, ſich das Leben zu nehmen, ſo-
„bald es ihnen zur Laſt war. Sieh die ſchö-
„nen Zeiten der Republik an, und ſuche, ob
„du darinnen einen einzigen tugendhaften Bür-
„ger ſehen wirſt, der ſich alſo, auch ſelbſt nach
„den grauſamſten Unglücksfällen, von der Laſt
„ſeiner Pflichten befreyet. — Aber wer biſt
„du? Was haſt du gethan? Glaubeſt du dich
„wegen deiner Dunkelheit zu entſchuldigen?
„Befreyet dich deine Schwachheit von deinen
„Pflichten, und weil du weder Namen noch
„Rang in deinem Vaterlande haſt, biſt du des-
„wegen ſeinen Geſetzen weniger unterworfen?
„Es ſteht dir recht wohl an, daß du vom Ster-
„ben reden darfſt, da du den Gebrauch deines
„Lebens deines Gleichen ſchuldig biſt! Lerne, daß

„ein ſolcher Tod, auf den du denkeſt, ſchimpflich
„und diebiſch iſt. Er iſt ein Diebſtahl, der dem
„menſchlichen Geſchlechte geſchiehet. Bevor du
„es verläſſeſt, gieb ihm das wieder, was es für
„dich gethan hat. Allein ich hange an nichts?
„Ich bin unnütz auf der Welt? Philoſoph von
„einem Tage! Weißt du nicht, daß du nicht ei-
„nen Schritt auf der Erde thun kannſt, ohne ei-
„nige Pflicht zu finden, die du erfüllen mußt,
„und daß jeder Menſch der Menſchheit alsdann
„dadurch nützlich iſt, daß er da iſt. — Höre
„mich, junger, unverſtändiger Menſch; du biſt
„mir lieb, ich habe Mitleiden mit deinen Irr-
„thümern. Wenn dir im Grunde des Herzens
„noch die geringſte Empfindung der Tugend übrig
„iſt, ſo komm, daß ich dich das Leben lieben
„lehre. So oft du wirſt verſucht werden, aus
„demſelben zu gehen, ſo ſage bey dir ſelbſt: „Ich
„muß noch erſt eine gute That thun, ehe ich
„ſterbe.„ Drauf geh, ſuche einem Dürftigen
„beyzuſpringen, einen Unglücklichen zu tröſten,
„einem Unterdrückten aufzuhelfen. — Hält dich
„dieſe Betrachtung heute noch ab, ſo wird ſie

„dich

„dich auch morgen, übermorgen, dein ganzes Le„benlang noch abhalten. — Hält sie dich nicht „ab; stirb, du bist nur ein Böſewicht.„ — —

A. Ja, wer so kaltblütig überleate, mögte freylich wohl nicht leicht den Dolch in sein Herz ſtoßen! Auch fühle ich es recht überzeugend: man würde mehr überlegen, wenn man die Leidenschaft nicht so anwachsen ließe; denn hernach iſts freylich sehr mißlich! Aber schwer iſts doch, Philantropus! —

P. Muth, Entschlossenheit und Uebung machen die Sache leicht; lassen Sie uns dafür sorgen, daß sich unsere Seele nie selbſt ermangele, — so wirds alles gehen! — Eduard saat: Es giebt keine Tugend ohne Stärke, und der Weg des Laſters iſt die Zagheit — und ich sage es ihm von ganzem Herzen nach! — —

A. Wie sieht man doch eine Sache mit ganz andern Augen an, wenn man sie überlegt hat. — Ich danke Ihnen für Ihre Unterredung recht sehr, mein Beſter. —

P. Laſſen Sie uns öfter mit so unpartheyiſchem Gemüthe die Wahrheit suchen. Wir wer-

den

den sie finden. Lassen Sie uns aber insbesondre unsre Gesinnungen und unser Leben nach den erkannten Grundsätzen einrichten, — so werden wir glücklich seyn, und die Sonne des Lebens einmahl mit so vieler Gelassenheit untergehen sehen, wie der Landmann, seines guten Tagewerks sich bewußt, ohne über die gehabte Hitze — aufgebracht zu sein, — ohne sich wegen des morgenden Tages zu ängstigen, — sich die Nacht über den Himmel verbreiten siehet. — — — — —